

Mirabeau verbeugte sich ehrfürchtig. „Madame,“ sagte er, „wenn Ihre erhabene Mutter einen Ihrer Unterthanen der Ehre würdigte, ihm eine Audienz zu ertheilen, entließ sie ihn nie, ohne dem Beglückten zu erlauben, daß er der Kaiserin ehrfürchtig die Hand küsse.“

„Es ist wahr,“ erwiderte Marie Antoinette mit einem sanften Lächeln, „und hierin wenigstens kann ich dem Beispiele meiner großen Mutter folgen!“

Und mit einer unnachahmlichen Grazie reichte die Königin ihm ihre Hand dar. Mirabeau, entzückt, außer sich über so viel Anmuth, so viel Guld, Mirabeau ließ sich auf ein Knie nieder und preßte seine Lippen auf die schlankte, weiße Hand der Königin.

„Madame,“ rief er begeistert, „dieser Kuß rettet die Monarchie!“ *

„Wenn Sie die Wahrheit gesprochen haben, mein Herr,“ seufzte die Königin, indem sie sich erhob und mit einem sanften Neigen ihres Hauptes Mirabeau entließ.

Mit begeistertem Angesicht, mit strahlenden Blicken kehrte Mirabeau zu seinem Neffen zurück, der ihn an der Ausgangspforte des Parks erwartete.

„Oh, mein Freund,“ sagte er hochathmend, indem er seine Hand auf die Schulter des Herrn von Sallan legte, „mein Freund, was habe ich gehört und gesehen! Sie ist sehr groß, sehr edel und sehr unglücklich, Victor! Aber,“ rief er dann mit lauter, begeisterter Stimme, „aber ich werde sie retten, ja gewiß, ich werde sie retten!“ †

Es war Mirabeau Ernst mit seinem Vorhaben, und nicht, weil er bezahlt war, sondern weil er gewonnen, entzückt war von der edlen Erscheinung der Königin, ward er von nun an ein eifriger Verteidiger der Monarchie, ein bereiteter Anwalt für Marie Antoinette insbesondere. Aber er konnte das hereinbrechende Meer der Revolution nicht mehr aufhalten, er konnte nur, indem er sich demselben entgegenstellte, von den tobenden Wogen dieses Meeres verschlungen werden.

Mirabeau wußte es wohl, er machte sich kein Hehl aus der Gefahr seiner Lage. An dem Tage, da er in der National-Versammlung vor der Abstimmung das Wort ergriff, um die Monarchie zu verteidigen, um das königliche Vorrecht zu sichern, über Krieg und Frieden zu bestimmen, an dem Tage entschied er sich zum ersten Male öffentlich für den König, und erregte damit einen Sturm der Empörung und des Abscheues in der National-Versammlung. Dennoch gab er tapfer und muthig seine Stimme für den König und seine Vorrechte ab; doch indem er es that, rief er: „Ich

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires de Mirabeau. IV. 208.

† Marie Antoinette et sa famille. 480.

weiß wohl, daß es nur ein Schritt ist vom Capitol bis zum Tarpejischen Felsen!“

Schritt für Schritt! Und bald sollte Mirabeau diesen Schritt thun! Péton hatte nicht umsonst Mirabeau als den gefährlichsten Feind der Republik bezeichnet, Marat hatte nicht vergeblich gesagt, daß man entweder Mirabeau das aristokratische Blut aus den Adern abzapsen, oder ihn sich verbluten lassen müsse! Nicht ungestraft durfte Mirabeau den wüthenden Parteien entgegenreten, und ihnen den Fehhandschuh in's Angesicht schleudern, indem er ihnen sagte: „Er würde die Monarchie verteidigen gegen alle Angriffe, von welcher Seite und aus welchem Theile des Königreiches sie auch kommen möchten.“

Die Führer der republikanischen Parteien wußten sehr wohl die Macht Mirabeau's zu schätzen, wußten, daß Mirabeau allein im Stande wäre, die Fragmente der Krone, die er geholt hatte zu zerbrechen, jetzt vielleicht noch wieder zusammenzukitteln!

Um ihn daran zu verhindern, mußte man ihn unter diesen Fragmenten begraben!

Bald nach seiner Zusammenkunft mit der Königin, nach seiner Abstimmung für die Vorrechte des Königs, begann Mirabeau zu kränkeln. Seine Feinde sagten, es sei nur in Folge der Anstrengungen, in Folge einer Erkältung, welche er sich dadurch zugezogen, daß er mitten in einer Rede, welche er in der National-Versammlung gehalten, ein kaltes Glas Wasser getrunken, um seine erhitzten Lungen zu kühlen.

Seine Freunde flüsternten von tödtlichem Gifte, welches man in dieses Glas Wasser gemischt, um des gefährlichen und machtvollen Gegners sich zu entledigen.

Mirabeau selber glaubte es, und die immer größere Erschlaffung seiner Glieder, die Schmerzen, welche in seinen Eingeweiden wühlten, schienen ihm die sichern Anzeichen des Giftes, welches seine Feinde ihm gereicht.

Der Löwe, welcher sich zu den Füßen des Thrones hatte niederlegen wollen, um ihn zu behüten, der Löwe war bald nichts weiter als ein armer kranker Mann, dessen Stimme erlosch, dessen Kraft gebrochen war! Eine Zeitlang suchte er noch anzukämpfen gegen das Nebel, das in seinem Körper rasete, aber eines Tages mitten in einer Rede, welche er zur Verteidigung der Königin hielt, sank Mirabeau ohnmächtig zusammen, und man trug ihn bewußtlos von der Rednerbühne hernieder und nach seiner Wohnung.

Nach langem Bemühen seines Arztes, des berühmten Cabanis, schlug Mirabeau die Augen wieder auf. Das Bewußtsein war ihm wiedergekehrt, aber damit auch die Gewißheit seines nahen Todes.

„Ich sterbe,“ sagte er leise. „Ich trage in meinem Herzen den Trauerflor der Monarchie. Die wüthenden Parteimänner wollen ihn daraus hervorzerren, um ihn

zu vertreiben und an ihrer Stirn zu befestigen. Daraus folgt, daß sie mein Herz zerbrechen müssen, und sie haben es gethan!“ *

Ja, sie hatten es zerbrochen, dieses große, starke Herz, in welchem der Trauerflor der Monarchie ruhte! Anfangs hoffte sein Arzt, hofften seine Freunde noch, daß es möglich sein könne, die Krankheit zu bekämpfen. Aber Mirabeau gab sich nicht mehr solcher Täuschung hin, er fühlte, daß diese Schmerzen, welche seinen Körper durchraseten, nur mit dem Tode endigen könnten!

Nach einer besonders qualvollen und schmerzreichen Nacht ließ Mirabeau in der Frühe des Morgens seinen Arzt Cabanis und seinen Freund, den Grafen de la Marck, an sein Lager rufen und reichte ihnen seine beiden Hände dar. „Meine Freunde,“ sagte er mit sanfter Stimme und mit ruhigem Angesicht, „meine Freunde, ich werde heute sterben. Wenn man dahin gekommen ist, so bleibt Einem nur noch eins zu thun übrig: sich zu parfümiren, zu schmücken, und sich mit Blumen zu umgeben, damit man auf angenehme Weise in diesen letzten Schlaf versällt, aus welchem man nicht wieder erwachen soll. Auf also, ruft meine Diener! Man soll mich rasiren, mich ankleiden und schmücken. Man soll die Fenster öffnen, daß die warme Luft hereinströme und dann soll man mir Blumen bringen. Ich will sterben unterm Sonnenschein und unter Blumen.“ †

Die Freunde wagten es nicht, den letzten Wünschen Mirabeau's zu widersprechen. Der Gladiator wollte seine Toilette machen und sich schmücken, um in der Arena des Lebens als ruhmvoller Held zu fallen, und noch im Sterben die Bewunderung und das Beifallsgeschrei des Publikums zu erwecken.

Ganz Paris war bei diesem letzten Gange das Publikum für den Gladiator, ganz Paris hatte in diesen Tagen des letzten Kampfes nur den Einen Gedanken: wie steht es mit Mirabeau? Wird er den grimmigen Feind, wird er den Tod bestiegen, daß er vor ihm zurückweichen muß, oder wird er ihm als Beute fallen?

Diese Frage stand auf allen Gesichtern, wiederholte in allen Häusern, in allen Herzen. Jedermann wollte die Antwort darauf aus dem stillen Hause mit den verhangenen Fenstern erhalten, welches Mirabeau bewohnte. Alle Straßen, welche dahin führten, waren während der letzten drei Tage, welche dem Tode Mirabeau's vorangingen, von einer dichtgedrängten Menschenmasse erfüllt, kein Wagen durfte durch die nahegelegenen Straßen fahren, um Mirabeau nicht zu beunruhigen. Die Theater waren geschlossen, und ohne Verabredung und Besprechung hielten auch die Kaufleute ihre Läden zu, wie an den großen Feiern oder Trauertagen der Nation.

* Mirabeau's eigene Worte. Siehe: Mémoires sur Mirabeau. Vol. IV. p. 296.

† Ibid.

Am frühen Morgen des vierten Tages aber, bevor noch das Leben auf den Straßen von Paris begannen und die Häuser geöffnet hatte, vernahm man plötzlich von den Straßen her einen Ruf, welcher hineindrang in die stillen Häuser, in die bewegten Herzen.

Dieser Ruf lautete: „Blumen! Bringt Blumen! Mirabeau will Blumen haben! Bringt Mirabeau blühende Rosen und duftende Veilchen! Mirabeau will unter Blumen sterben!“

Dieser Ruf weckte am 2. April 1791 das schlafende Paris, um wie er durch die Straßen halte, öffneten sich die Fenster, thaten die Häuser sich auf, sah man von allen Seiten her Hunderte, Tausende von Menschen herbei eilen, mit großen Blumensträußen, mit ganzen Körben voll Blumen belastet. Aus den fröstelnden, kalten Frühlingstagen schien man auf einmal in den warmen, blumenduftenden Sommer versetzt, alle Treibhäuser, alle Zimmer hatten sich geleert von ihren Blumen und Gewächsen, um dem sterbenden Volkstrüben einen letzten Sommertag zu bereiten. Sein ganzes Haus glied nun einem Sommertempel voll Blumen und Wohlgerüchen. Blumen auf dem Vorflur, blumengeschmückt die Treppe und der Vorfaal, mit Blumen ganz überschüttet der Salon, und da in der Mitte dieses Salons auf der Chaise longue lag Mirabeau, sorgfältig gekleidet, frisirt und gepudert wie zum königlichen Feste. Die herrlichsten Blumen, die schönsten erotischen Pflanzen umstanden sein Lager und neigten ihre farbenstrahlenden Blütenköpfe nieder auf den bleichen, in Todes Schmerzen zuckenden Gladiator, der doch die Kraft fand, ein Lächeln auf seinen Lippen festzuhalten, der mit einem letzten Liebesblick Abschied nahm von seinen weinenden Freunden, Abschied dann von den Blumen, von dem Sonnenlicht!

„Der Sterbende grüßt Euch!“

Das stand noch auf seiner hohen Stirn, auf seinen lächelnden Lippen, als der Gladiator gefallen war, als der Tod ihn bestieg hatte!

Aber der Tag seines Todes war doch der Tag eines letzten Triumphes gewesen, und die Blumen, welche ganz Paris ihm sandte, waren für Mirabeau die Scheidegrüße der Liebe, der Bewunderung!

Vier Mal täglich hatte der König sich nach dem Befinden Mirabeau's erkundigen lassen, und als am Mittag des zweiten April der Graf de la Marck ihm die Todesnachricht brachte, erblähte der König. „Meber uns waltet ein Unstern,“ sagte er traurig, „jetzt stellt auch der Tod sich auf die Seite unserer Feinde!“

Auch Marie Antoinette war tief bewegt von der Todesbotschaft. „Er wollte uns retten,“ rief sie, „und darum mußte er sterben! Die Last war zu schwer, die Säule ist unter ihr zerbrochen, der Tempel wird ihr nachstürzen und wird uns unter seinem Schutt begraben, wenn wir nicht eilen, uns zu retten! Mirabeau's Vermächtniß war sein Rath zur eiligen und heimlichen Flucht! Wir müssen diesen Rath befolgen, wir müs-

fen und aus Paris entfernen. Möge der Geist Mirabeau's das Herz des Königs erleuchten, daß er endlich einwilligt, daß er endlich das thut, was Noth ist, daß er einwilligt, Paris zu verlassen!"

18.

Revolution im Theater.

Ganz Paris war heute in Bewegung, in Schrecken und Aufruhr! Die Furien der Revolution, die Weiher der Hallen durchrauten heute, am 20. Juni 1791, wieder die Straßen und ließen ihr wüthendes Geschrei, ihre schrecklichen Verwünschungen gegen den König, gegen die Oesterreicherin vernehmen, und freischien mit wildem Geheul ihre schmutzigen Lieder gegen Madame Veto, gegen la chienne d'Autriche.

Rings um die Tuilerien standen in ungeheuren Schaaren die Corps der Nationalgarde aufgestellt in ernster, drohender Haltung, mit Mühe nur das Volk zurückhaltend, welches den ganzen weiten Platz vor den Tuilerien erfüllte und kaum mit äußerster Gewalt verhindert werden konnte, diesen dichten Cordon von National-Gardisten zu durchbrechen, welche die Straße, die nach den Tuilerien führt, zu beiden Seiten besetzt hielten, um wenigstens in der Mitte einen Weg frei zu halten.

Einen Weg für den König, die Königin und die königliche Familie, welche heute wieder in Paris eintreffen sollten! Lafayette war auf Befehl der National-Versammlung mit einigen Regimentern hinausgezogen nach Varennes, um die königliche Familie wieder zurückzuführen nach Paris.

Tausende und aber Tausende hatten sich ihm nachgestürzt, um diese Heimkehr der Monarchie zu schauen, um Theil zu nehmen an ihrem Leichenbegängniß!

Dem ein Leichenbegängniß der Monarchie war es, welches man da feierte, und dieser große schwerfällige Wagen, von Soldaten, vom heulenden, höhnennden, spottenden Volke umgeben, dieser große Wagen, welcher jetzt unter dem Donnern der Kanonen, unter dem Geläute der Glocken von allen Thürmen von Paris, die Straße entlang fuhr, nach den Tuilerien hin, das war der Leichenwagen der Monarchie.

Der König, die Königin, die königlichen Kinder, die Schwester des Königs, Frau von Tourzel, und die beiden Deputirten, welche die National-Versammlung nach Varennes entsendet hatte, um die königliche Familie zu geleiten, die beiden Deputirten Pétion und Barnave befanden sich in diesem Wagen.

Sie hatten den Rath des sterbenden Mirabeau befolgen und sich retten wollen vor der Revolution!

Das war das Verbrechen dieses Königs und dieser Königin, welche man jetzt im Triumph zurückführte

nach den Tuilerien, dem Schlosse der Könige, welches von jetzt an nur ein königliches Gefängniß sein sollte.

Dreifarbige Fahnen wehten von allen Dächern, aus allen Fenstern; Plakate waren überall angebracht, auf denen mit riesengroßen Buchstaben zu lesen war: „Wer dem König applaudirt, wird gepeitscht, wer ihn beschimpft, wird aufgehängt.“

Sie hatten entfliehen wollen, diese Unglücklichen, welche man jetzt im Triumph zurückführte von Varennes, wo man sie erkannt und angehalten hatte.

Jetzt kehrten sie zurück, nicht mehr die Beherrscher, sondern die Gefangenen der französischen Nation! Denn die National-Versammlung hatte ein Decret erlassen, dessen erster Artikel besagte: „Der König ist einstweilen von den Functionen des Königthums suspendirt,“ dessen zweiter und dritter Artikel festsetzten, „daß, sobald der König und seine Familie in die Tuilerien zurückgeführt sein würden, ihm, sowie der Königin und dem Dauphin provisorisch eine Wache beigegeben werden sollte, welche, unter Befehl des kommandirenden Generals der National-Garde von Paris, über die Sicherheit der einzelnen Mitglieder der königlichen Familie wachen und für ihr Verbleiben einstehen sollte.“

Der König und die Königin kehrten als Gefangene heim nach Paris, Lafayette war ihr Kerkermeister. Der Beherrscher von Frankreich, der vielköpfige König der französischen Nation, war die National-Versammlung.

Traurige, entsetzliche Tage der Demüthigung, der Resignation, der Gefahren und Bedrückungen folgten nun für die königliche Familie, für die Gefangenen der Tuilerien, welche Tag und Nacht von spähen Augen überwacht wurden, deren Thüren immer geöffnet sein mußten, damit die wachhabenden Offiziere ungehindert hineinschauen konnten in diese Zimmer, in welchen die Gefangenen der französischen Nation ihre Tage verlebt.

In der ersten Woche nach der traurigen Heimkehr schien der Muth der Königin gebrochen, ihre Energie für immer gelähmt. Sie hoffte nicht mehr, sie fürchtete nicht mehr, sie entwarf keine neuen Pläne zur Rettung, sie arbeitete nicht und schrieb nicht. Sie saß nur still und traurig ganze Stunden lang da, und vor ihrem Auge zogen die furchtbaren Bilder der jüngst verlebten Vergangenheit in qualvoller Klarheit vorüber und ängstigten noch in der Erinnerung ihren Geist und ihr Gemüth! Sie rief sich die Aufregung und Angst jenes Tages zurück, welcher der Flucht vorherging. Sie sah sich, wie sie mit zitternden Händen die Kleider einer ihrer Kammerfrauen anlegte, wie sie dann den Dauphin in Mädchenkleidern verhüllte, sie hörte, wie der Knabe mit frohem Lachen sie fragte: „Wollen wir Theater spielen, Mama Königin?“—Dann sah sie sich auf der Straße allein, ohne Schutz und Begleitung des Wagens harrend, der hier anhalten sollte, um sie aufzu-

nehmen, wie er an einer andern Stelle schon den König mit den beiden Kindern aufgenommen hatte. Nun rief sie sich die Fahrt zurück in der dunklen Nacht, die Hitze in dem engen schwerfälligen Wagen, dann den furchtbaren Schrecken, als plötzlich nach zwölfstündiger Fahrt der Wagen brach, wie sie nun Alle ausstiegen, den Hügel zu Fuß hinaufgingen zu dem Dorf, das vor ihnen lag, und in welchem sie die Ausbesserung des Wagens erwarteten. Dann die Weiterfahrt, die Verzögerung in Varennes, die Stimme, welche rief: Sie sind erkannt! Nun das Sturmkläuten, den Generalmarsch, die Qual der folgenden Stunden, und endlich jenen letzten Moment der Hoffnung, wo sie in der Kammer des Krämers Sauce, neben dem Bett stehend, auf welchem ihr kleiner Sohn schlief, die Frau des Krämers beschwor, den König zu retten, indem sie ihm ein Versteck anwies. Dann hörte sie vor ihren Ohren wieder die Frau, welche mit harter Stimme ihr antwortete: „Madame, es kann nicht sein. Ich liebe auch meinen Mann, und ich habe auch Kinder! Mein Mann aber wäre verloren, wenn ich den Thron rettete!“ Dann hörte sie das Sturmkläuten, den Generalmarsch, sah die Ankunft der Pariser Regimenter, die Deputirten, welche die National-Versammlung abschickte, um die königlichen Flüchtlinge zurückzuleiten nach Paris! Dann eingengt in dem Wagen mit den Deputirten, umbraust von dem höhnennden Volke, die Rückfahrt!

Ein Schauer durchrieselte, wenn sie daran dachte, die Gestalt der unglücklichen Königin, und die Thränen entströmten ihren Augen.

Aber allgemach gewann doch die Königin ihre Haltung, ihren Muth wieder, und gerade die täglichen Demüthigungen und Qualereien, welche man ihr bereitete, weckten in ihr den muthigen Troß des Widerstandes.

Der König und die Königin waren nach ihrer Rückkunft von Varennes die Gefangenen ihres Volkes, und die Tuilerien waren das Gefängniß, in welchem das Volk mit nie ermattender Grausamkeit seine königlichen Gefangenen bewachte.

Die Hauptleute von den Bataillonen der Nationalgarde wechselten sich ab in dem Gefangenwärterdienst bei dem Königspaar. Sie hatten den strengen Befehl, die königliche Familie unablässig zu beobachten, sie nicht einen Moment allein zu lassen. Selbst das Schlafzimmer der Königin durfte dem Späherauge ihrer Wächter nicht entzogen werden, die Thür nach dem daneben befindlichen Salon mußte immer offen sein, und in diesem Salon befand sich der wachhaltende Offizier der Nationalgarde. Selbst in der Nacht, während die Königin in ihrem Bett lag, blieb diese Thür offen, und der Offizier, auf einem Lehnstuhl gerade der Thür gegenüberstehend, hielt seine Augen auf das Bett gerichtet, in welchem die Königin zu schlafen versuchte und mit ihrem Gram und ihren Schmerzen rang die sie zu stolz war, ihren Peinigern zu zeigen. Nur zu einer

Bitte hatte sich die Königin herabgelassen, sie hatte gebeten, daß man mindestens, während sie am Morgen aufstände und sich ankleidete, die Thüren ihres Schlafzimmers schließen möchte, und man war so großmüthig gewesen, dieser Bitte zu willfahren.*

Aber die Königin Marie Antoinette war allen diesen Demüthigungen, diesen Enttäuschungen und Qualen gegenüber, dennoch immer voll Hoffnung auf eine Veränderung ihres Geschicks. Ihre stolze Seele war noch immer nicht gebrochen, der Glaube an den Sieg des Königthums von Gottes Gnaden belebte noch immer ihr Herz mit einem letzten Hoffnungstrahl und ließ sie sich aufrecht halten inmitten ihres Unglücks. Sie wollte noch immer mit ihren Feinden ringen um die Liebe dieses Volkes, von dem sie hoffte, daß es, von den Jacobinern und Aufwieglern irre geleitet, endlich seinen Irrthum erkennen, endlich die Stimme seines Königs, seiner Königin beachten und zurückkehren würde in Liebe und Reue. Und für diesen großen Tag der Wiederkehr der erneuerten Liebe des Volkes wollte Marie Antoinette sich aufrecht erhalten, sie wollte suchen ihn herbeizuführen, das Volk mit seinem Königshause zu versöhnen. Deshalb wollte sie dem Volke beweisen, daß sie keine Furcht vor ihm hege, daß sie vertrauensvoll in seine Mitte sich begeben könne, um es zu grüßen mit ihrem Lächeln, der ganzen Guld ihrer früheren Tage. Noch einmal wollte sie versuchen, ihre frühere Popularität wiederzugewinnen, die Liebe, welche das Volk ihr so oft entgegen gejauchzt, wieder in den erkalteten Herzen wach zu rufen. Sie fand die Kraft in sich, die Thränen nicht nach außen, sondern nur nach innen in ihr Herz hineinfließen zu lassen, die Pein ihrer Seele unter einem Lächeln zu verschleiern, und so äußerlich ruhig und heiter wollte sie sich wieder öffentlich im Theater, auf Spazierfahrten dem Volke zeigen.

Man gab heute in der großen Oper Gluck's „Alceste,“ die Lieblingsoper der Königin, die Oper, in der sie vor wenigen Jahren noch einen so glänzenden Triumph gefeiert, in der das Publikum das: „Chantons, célébrons notre reine,“ welches der Chor auf der Bühne gesungen hatte, unter lautem Jauchzen noch einmal beehrte, und stehend, die Angesichter der königlichen Loge zugewandt, ihre Stimmen mit denen der Bühnensänger mischend, im lauten Jubelchor wiederholte: „Chantons, célébrons notre reine.“

„Ich will es versuchen, ob das Publikum sich jenes Abends noch erinnert,“ sagte Marie Antoinette mit einem schwachen Lächeln zu dem Fräulein von Bugois, der einzigen Hofdame, welcher man vergönnt hatte, bei ihr zu bleiben. „Ich will heute Abend in die Oper gehen, das Publikum soll wenigstens sehen, daß ich mich vertrauensvoll in seine Mitte begeben, daß ich mich nicht geändert habe, wie sehr man sich auch gegen mich geändert hat.“

* Histoire de Marie Antoinette. Par Edmond et Jules de Goncourt, p. 261.